

Ohne sie bin ich unsichtbar

EVELYN LANGHANS



Was etwas bedeutet, spürt man erst mit ganzer Wucht, wenn es fort ist. So ist der Mensch. Wie wenig weiß er von dem, was sein Leben ausmacht. Er lernt es erst dann erkennen, wenn er es schon verloren hat. Wie dumm ist der Mensch. Wie kurzsichtig. Wie sehr ist er ein Konstrukt, das im nächsten Moment einstürzen kann. Ich lebte in meiner Sprache. Sie war das Instrument, das ich virtuos beherrschte. Ich weiß es erst ganz genau, seit ich auf dem Weg bin. Seit ich sie nicht mehr habe. Sie war mir Anker, Heimat, Kompass, Identität. Ohne sie bin ich unsichtbar. Ich laufe herum wie ein Kranker, der Heilung sucht. Meine Heilung sind die unendlichen Worte in meiner Sprache. Erst, wenn ich sie wieder haben werde, werde ich endlich geborgen sein. Gesunden, gesunden. Es ist ein erster Schritt, wenn man weiß, was einem fehlt.

Tief einatmen, während ich gehe. Tief. Mein Leib muss sich füllen mit Sauerstoff. Ich konzentriere mich auf diese Grundfunktion, die das Leben bedingt. Weiteratmen. Im Rhythmus meiner Schritte. Die Gleichförmigkeit gibt mir Sicherheit. Ich muss merken, dass ich noch da bin. Dass ich hier bin. Dass ich es bin. Dass es in Ordnung ist. Das Flache hinter mir lassen. Seitdem ich unterwegs bin, atme ich nur noch an der Oberfläche. Immer auf der Hut. Bei jedem Schritt vorsichtig. Leise. Ich verursache kaum ein Geräusch. Als ob ich nicht stattfinden dürfte. Die vielen Menschen, die heute in der Stadt unterwegs sind. Mir schwindelt etwas. Wie öfter in den letzten Monaten. Nur nicht auffallen, nur nicht in Erscheinung treten. Hier, wo mich niemand kennt. Wo ich ein Niemand bin, fast nicht existent, nur ein Schatten ohne Substanz. Durch mich kann man durchsehen, durchgehen. Ich biete keinen Widerstand.

Sie tun so, als sähen sie mich nicht. Doch ich spüre, dass sie mich anschauen. Wie sie mich anschauen. Mich, den Fremden. Wenn ich mit ihnen sprechen könnte, würde die Fremdheit schwinden. Wenn ich durch die Straßen meiner Stadt ging, erkannten mich die Menschen. Manche erst irritiert, dann mit einem Lächeln, wenn sie sicher waren, dass ich tatsächlich der war, für den sie mich hielten. Vielleicht hatten sie mich am Abend zuvor auf der Bühne gesehen. Ich antwortete mit einem Lächeln in die offenen Gesichter, die mir zuerst ein Lächeln geschenkt hatten. Bereit zu einem kurzen Austausch. Ein Wort ergab das nächste. Oft aus dem Nichts. Es tat mir gut, erkannt zu werden. Ihre Anerkennung schmückte meinen Alltag. Ich wusste, wohin ich gehörte. Manche wünschten sich ein Autogramm von mir. Manche einen gemeinsamen Schnappschuss. Diese kurzen Begegnungen. Mein Leben war erfüllt von ihnen. Ich strahlte, sagten sie. Wir hatten dieselbe Sprache. Spielend war ich dazu in der Lage, meinen Kurs mit Worten zu bestimmen. Wie leicht war es mir, Worte zu finden. Ich wusste nichts darüber, dass es ein großer Luxus war, wie leicht es mir war. Und was es wirklich bedeutete. Dort war ich zu Haus. Mein zurückgelassenes Leben. Wer bin ich heute? Hier, wo ich ohne Sprache als Schattenwesen wandle. Mein Strahlen ist zum Nichts verblasst.

Die enge Gasse mit dem Kopfsteinpflaster. Verlegt vor Jahrhunderten. Die Steine werden mich überleben, genauso, wie sie lange vor mir waren. Vor uns allen. Ich liebe diese Gasse. Ich kenne sie, seit ich hier herkam. Am ersten Tag schon, vor Monaten, begrüßte sie mich, als ich auf dem Weg zum Meldeamt diesen Weg nahm. Das Rauschen des Baches begleitet mich. Er riecht nach Leben.



Mein tägliches Brot war die Sprache. Jetzt hungere ich. Ich lebte in meinen Rollen. Ich dachte damals, alles andere sei genauso wichtig wie meine Sprache. Die Gesten, die Mimik, das Ungesagte, das ich darstellte im Spiel. Doch das Ungesagte passierte genauso in meiner Sprache. Jetzt spiele ich nicht mehr. Es geht nicht. Wo sollte ich es tun? Ich bin fremd in ihrer Sprache. Ich weiß, sie ist das erste, was ich mir aneignen muss. Es ist schwer. Es dauert. So weit bin ich noch nicht.

Ich bin nicht wie sie. Ich sehe anders aus als sie. Nicht auffallen. Untertauchen. Unmöglich unter diesen Voraussetzungen. Nur wenn ich mich nicht unterscheiden würde, könnte ich mitschwimmen. Unerkannt bleiben im Strom der Gleichförmigkeit. Es ist sinnlos, mir zu wünschen so zu sein wie sie. Ich werde es niemals sein. Trotzdem tue ich es. Vielleicht geschieht ein Wunder. Wie sie mich anschauen. Verstohlen. Ich sehe ihr Unwohlsein und die Furcht in ihren Augen. Nur, dass ich anders aussehe, erfüllt sie mit Furcht. Was denken sie, wer ich bin? Wie könnte ich ihnen sagen, dass ihre Furcht unbegründet ist? Sie tauchen vorüber. Ich habe versucht, ihnen in ihre Augen zu sehen. Am Anfang. Ich sah ganz genau hin. Ich sah jedes Detail. Meine Wahrnehmung ist viel intensiver, seitdem ich ein Fremder bin und jetzt auch meine Angst. Ihre Blicke, sie weisen mich ab. Sie ignorieren mich. Sie tun so, als sei ich nicht da. Ihr schweigendes Fliehen. Jetzt blicke ich zur Seite. Ich schlage die Augen nieder. Ich möchte unsichtbar sein. Das gelingt mir nur ohne Blick.

So ist es kein Leben. Ich muss mich zwingen. Tief atmen. Stattfinden. Spüren, dass ich rechtmäßig bin. Und nicht nur jemand, der sich nimmt, was ihm nicht zusteht. Wenn ich mich verstecke, verneine ich meine Legitimität. Ich weiß es, seitdem ich unterwegs bin. Seitdem versuche ich, es anders zu machen. So, wie ich es an der Schauspielschule gelernt habe. So wie ich es all die Jahre am Theater gemacht habe. Unsere Verbindung zum Bühnenboden. Verwurzelung. Aufwärmen. Die Minuten während der Probe. Die angespannte Konzentration kurz vor der Aufführung. Zurück in meinem Theater. Da war es einfach. Da stellte mich niemand infrage. Damals. Es waren andere Zeiten. Dabei sind erst ein paar Monate vergangen. Das Atmen kam zuallererst. Dann kam die Sprache.

Es hat sich alles umgekehrt. Erst verlor ich die Sprache. Indem ich alles verlassen musste, mein Haus, mein Land, meine Heimat. Dann wurde mir klar, dass ich kaum noch atmete. Ohne Sprache keine Verwurzelung. Ohne Sprache ein Fremder in dem Land, das mich nur zögerlich aufnahm. Als Fremder ein Objekt, durch das man hindurchgehen kann. Substanzlos. Wie ein Geist. Nur noch ganz zurückgenommen Luft schöpfend. Ohne Atem kein Leben.

Ich muss mich entscheiden. Ich höre auf zu existieren. Oder ich hole mir mein Leben zurück.

Ich atme tief in den Bauch. Ich zähle langsam bis vier. Ich halte den Atem an. Ich zähle langsam bis vier. Ich atme aus. Ich zähle langsam bis vier. Ich tue es in meiner Sprache. Während ich gehe. Meine Schritte laut vernehmbar auf dem Pflaster. Der gleichmäßige Ton. Ein Stakkato. Ist es mein Herzschlag, der sich darunter mischt? Es gibt keine Unterbrechung, nur diesen Takt. Ich gehe weiter, immer weiter, ich will nicht aufgeben. Ich bleibe stehen. Der Klang der Glocke vom nahen Kirchturm unterbricht meinen monotonen Rhythmus aus Atmen und Gehen. Er erfüllt den weiten Raum des Platzes, auf dem ich stehenbleibe. Ich atme im Takt des Glockenschlags. Ich gerate



ins Zwiegespräch mit der Glocke. Sie ist jetzt mein Rhythmus. Für den Augenblick. Während sie schlägt. Die Zeit anzeigend, aus der Zeit gehoben. Plötzlich bin ich geborgen. Es ist, als ob das Pflaster vibriert, gang leicht, die Schläge der Glocke fahren hinein, vollkommen im Takt. Es ist keine gewaltsame Bewegung, sondern eine, die tröstet. Die Kraft der Schläge erinnert mich an früher. Es gibt diese Bezüge. Sie sind stark. Mit wem sollte ich sie hier teilen?

Ich habe eine Vergangenheit. Ich muss sie mir ins Gedächtnis rufen. Ich darf sie nicht verlieren. Wenn ich sie loslasse, verliere ich mich. Ich muss sie festhalten, sie ist das einzige, das mir sicher ist. Die Verbindung ist locker geworden, doch sie ist noch da. Sie muss bleiben, sie ist mein Bezugspunkt. Ohne das lose Seil treibe ich ab.

Aufgeben ist keine Option. Ich weiß es jetzt. Dafür bin ich nicht hierhergekommen. Dafür habe ich nicht die Flucht auf mich genommen. Diese Zeit der Ungewissheit. Schaffe ich es? Schaffe ich es nicht? Es wäre zu einfach. Es machte keinen Sinn. Die schwere Glocke hat aufgehört zu schlagen. Das letzte Vibrieren hat den Platz verlassen. Ich fühle mich besser. Ich nehme meine Fährte wieder auf. Meine Schritte sind fest. Sie werden mich an mein Ziel tragen.

Wer bin ich jetzt noch? Wie einfach war es, als ich mich das nicht fragen musste. Ich kannte mich auch darum, weil mich die anderen kannten. Sie wussten, was sie von mir erwarten konnten. Ich wusste es von ihnen. Hier habe ich nicht die Möglichkeit, erkannt zu werden. Und weil ich mich in nichts spiegeln kann, kann ich mich selbst nicht mehr erkennen. Ich streife durch diese Stadt. Einige Orte sind mir tatsächlich schon vertraut. Ich muss mich regelmäßig melden. Das haben sie mir deutlich gesagt. Sie wollen wissen, wo ich bin. Ich darf das Land nicht verlassen, kaum diese Stadt, nicht meinen Kreis. Meine Schritte verursachen das gleichförmige Klangmuster. Das bin ich.

Zufällig streift mein Blick ein Gesicht. Es ist meines. Ich treffe es unvermittelt. Ich schaue erschrocken in das Geschäft. Früher hatten meine Augen einen heiteren Ausdruck. Gelassen. Genießend. Meine Haare sind lang geworden. Ich erkenne mich kaum. Das, was mir aus dem spiegelnden Schaufenster entgegenblickt, ist nur ein Abziehbild. Vielleicht kommt es noch einmal zurück zum ursprünglichen Bild. Es ist nur einen Augenblick entfernt. Und doch scheint es hundert Jahre her zu sein. Es war einmal. In einem anderen Leben. Jetzt habe ich keine Muße, diese Dinge intensiver zu fühlen. Sie verlassen mich wieder. Ich habe sie flüchtig zur Kenntnis genommen, zu mehr fehlt mir die Sicherheit. Ich verwende alle Konzentration darauf, hier zu sein. Meine physische Sicherheit. Ich habe zu essen. Ich schlafe trocken unter einem Dach. Ich bin registriert. Doch wo findet meine Seele Halt?

Die Einsamkeit. Der Grundzustand des Menschen. Mit ihr auskommen. Ich lerne es erst jetzt. Erst hier. Erst in diesem Zustand, ohne meine Sprache. Mit ihr verlor ich den Rahmen, die Freiheit, die Weite. Ich bin gefangen. Es zieht sich zusammen. Ich denke an die vielen, die geflohen sind. Vor mir, nach mir, zu allen Zeiten, in alle Gegenden, verstreut über die ganze Welt. Es gab immer Gründe, immer wird es welche geben. Ich musste verschwinden, mich in Luft auflösen. Wie so viele andere mit mir. Hätten sie mich gekriegt, sie hätten mir das Leben genommen. Auf der Flucht merkt man, wie das Leben wirklich ist. Jeder allein mit seinem abgegrenzten Ich. Diese



kurzen Begegnungen, ein Blick, eine Berührung, eine Umarmung. Flüchtig eine Ahnung von Gemeinschaft. Dann wieder allein. Die Solidarität ist da, doch sie hat Grenzen. Niemand ist eine Insel, heißt es. Und doch ist es ein jeder. Jede Einheit für sich auf der Suche nach einem Weg, die Kluft zu überbrücken. Ich kapituliere nicht. Ich bleibe irgendwo auf der Welt und warte, bis es vorbei ist. Ausharren, starr. Solange es dauert. Vielleicht wie eine Puppe, bevor sie zum Schmetterling wird.

Manchmal wache ich auf und merke, dass es nur ein Traum war. Noch habe ich dieses leichte Gefühl im Körper, kurz nach dem Erwachen, noch ganz erfüllt von dem Glück, alles zurückzuhaben. Meine Sprache, meine Stadt, mein Land. Schnell verflüchtigt sich die Geborgenheit, wenn ich zu mir komme. Ich habe es nur geträumt. Dass ich zurückgekehrt bin. Federleicht bewege ich mich in der vertrauten Umgebung. Die Straßen und Plätze, ihre Namen, ihr Geruch und immer noch die Geräusche von früher. Ich spreche, ich lese, auf einmal bin ich nicht mehr fremd. Ich versuche, das Gefühl so lange wie möglich zu konservieren, nachklingen zu lassen, auch wenn der Traum längst vorbei ist. Wie ein Kind frage ich danach, warum es nicht geht, dass ich zurückkehre. Warum geht es nicht? Wer sind diese Menschen, dass sie sich anmaßen, die rechtmäßigen Herren zu sein? Wer gestattet es ihnen, alle anderen auszuschließen, die ihre Lehre nicht teilen? Sie zu verfolgen. Ihnen nach dem Leben zu trachten. Ich kann es nicht fassen. Niemand erklärt es mir. Meine Sehnsucht ist grenzenlos.

Ich sehe ihn sofort. Er ist noch ein ganzes Stück entfernt. Ich biege gerade auf den Hauptplatz ein, da erkenne ich seine hohe Gestalt, die schlanke Figur, den schlaksigen Gang. Tatsächlich, er ist es. Ich steuere auf ihn zu. Ihn nicht aus den Augen verlieren, trotz der vielen Menschen hier auf dem Platz. Ob er mich erkennen wird? Meine Augen treffen die seinen. Seine Verwunderung, sein Lächeln. Wir haben Erinnerungen an dieselben Landschaften und Orte. An dieselben Traditionen. Wir sprechen dieselbe Sprache. Er vergrößert seine Schritte, bis er vor mir steht. Sein Lächeln nun breit und einladend, seine Augen noch leuchtender. Ich nehme die Hand, die er mir schon von weitem entgegen gestreckt hat. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen?“ „Es muss vor fünf Jahren gewesen sein. Das Gastspiel aus dem Norden.“ „Ja, ich war dabei.“ Er war mir sofort sympathisch, damals. Die Inszenierung hatte mir gefallen. Ich sagte es ihm gleich. Ich kannte ihn ja schon. Es ist eine kleine Welt, wenn man im selben Feld unterwegs ist. Mikrokosmos. Überall. „Ihr bleibt für eine Woche. Ich sah mir Euer Stück an.“ Wir trafen uns nach der Vorstellung. Danach wollten wir in Verbindung bleiben. Wir verabschiedeten uns herzlich. Damals. Wir hatten es wohl beide ernst gemeint. Wir waren wohl beide zu beschäftigt, als dass wir wirklich getan hätten, was wir uns vorgenommen hatten. Danach ging es Schlag auf Schlag. Es war nicht mehr zu ignorieren gewesen, dass das Land verlassen musste, wer bleiben wollte. „Bist Du allein hier? Wo bist Du untergekommen?“ „Ja, nur ich. Sie haben mich in einer Halle unten am Hafen untergebracht. Wo bist Du?“ „Ich bin oben an der Festung. Was für ein Zufall, dass wir uns treffen. Ich wusste nicht, dass Du auch hier bist. Ich bin froh, dass ich Dich treffe.“ „Dieses Mal dürfen wir uns nicht wieder aus den Augen verlieren.“ Er lächelt gütig und ich sehe, dass er es ernst meint. „Es tut gut, mit Dir zu sprechen“, sage ich und spüre die Wärme, die seine Gegenwart in mir auslöst. Wie gut es tut, ganz einfach zu sprechen. „Warte einen Augenblick, ich gebe Dir meine Adresse. Bitte komm vorbei, wenn Du kannst.“ Er nimmt den Zettel, ich reiche ihm Stift und Papier, damit auch er mir aufschreiben kann, wo ich ihn finde. „Das mache ich“, sagt er und ich glaube ihm jedes



Wort. Ich muss mich beeilen. Die Uhr schlägt bereits vier vom Kirchturm. Das Amt schließt in einer halben Stunde. Es schießt mir durch den Kopf. Ich darf es nicht versäumen. Der letzte Tag. Heute. Ich muss mich heute noch melden. Kein Aufschub. Ich brauche ihre Bestätigung. „Ich muss gehen.“ Er nickt und blickt mich immer noch lächelnd an. „Können wir uns morgen treffen? Im Leserpark um zehn? Ich würde mich sehr freuen.“ Er nickt immer noch. Morgen schon. Seine Zusage klingt felsenfest. Es tut gut, seine Sätze zu hören. Er reicht mir die Hand und ich drücke sie fest. Sie ist echt, warm und lebendig. Ich gehe weiter und er nimmt die entgegengesetzte Richtung. Wir haben einen Anker. Unser Treffen morgen. Meine Schritte sind leicht. In der Ferne höre ich eine bekannte Melodie. Es ist Beethoven. Sein Werk ist grenzenlos. Plötzlich fühle ich mich leicht. Aus dem Bauch verteilt sich die Wärme im ganzen Körper. Ich habe ein Lächeln im Gesicht. Ohne es zu sehen, spüre ich es. Freiheitsode, Freudenade, auch ohne Worte. Ich weiß, dass ich weitergehen will. Und morgen sehen wir uns wieder.